

(Nachdruck verboten.)

38]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Gekhoud.

Ohne Rücksicht auf das Wetter zog Laurent alltäglich die Kreuz und Quer durch die Lande, wenn er es nicht vorzog, an Bord irgend eines Lastkahnes die langen, schnurgeraden bläulichen Kanäle zu befahren. Er lebte das Leben der Schiffer, theilte ihre Mahlzeiten, schlief in ihren sauberen Kabinen, ging seinen Wirthsleuten ab und zu zur Hand; aber zumeist lag er unthätig und gedankenlos im Kahn, ließ Bäume, Sträucher und Dörfer an sich vorüberziehen und freute sich das Glück absoluter Ruhe. Zimmer und ewig die gleiche Haltung, die sich mit gleichförmiger Regelmäßigkeit wiederholt, während die Kähne vor dem Schleusenthor liegen, der Schleusenmeister die Winde dreht und das Schiff mit dem Wasserpiegel sinkt, und immer und ewig die gleichen, mit näselnder Stimme geführten Gespräche der Frauen von Schiff zu Schiff. Selten daß ein kleiner Zwischenfall das regelmäßige Einerlei unterbricht, daß etwa ein Schiffer die gute Gelegenheit benützt, um ans Land zu springen, blühschnell ein Büschel Vogelmiere auszurupfen, das er im nächsten Augenblick schon in das Bauer der unvermeidlichen Lerche hineinpraktiziert. Das Vögeln dankt durch freudiges Zwitschern für die ledere Gabe, aber der jauchzende Dank hat den alten Schiffer, der allein mit der Arbeit nicht zu Raude kommt und seit einer Minute nach dem Gehilfen Ausschau hält, aufmerksam gemacht, der Murrkopf erwischt den jungen Fant gerade, wie er sich am Bauer zu schaffen macht, und ein Hagel von kräftigen Schimpfworten und nicht minder kräftigen Fußtritten mahnt den Faulpelz seine zur Unzeit unterbrochene Thätigkeit schleunigst wieder aufzunehmen, langsam setzt sich die Kette der Kähne wieder in Bewegung und setzt die Fahrt nach der Richtung nach Nupel zu fort.

Zuweilen benutzte Laurent auch den Postwagen für seine Wanderfahrten. Zwischen Beberen und Calloo schlug der rhythmische Gleichklang der auf die Lenne fallenden Dreschflegel an sein Ohr. Der Kutscher hält die Pferde an. Ein Mädchen mit halboffenem Mieder und Wangen, die wie Aepfel glänzen, klettert die Straßenböschung hinauf und fängt geschickt ein Päckchen auf, das ihm der Postillon zugeworfen. Mit raschem Griff erbricht es das Siegel, entfaltet nach kurzem Schwanken den Brief und beginnt zu lesen. Nicht eine Muskel zuckt in dem Gesicht, aber Laurent glaubt den Pulsschlag ihres Herzens zu vernehmen. Und auch die beiden Drescher warten in friedlichem Schweigen auf die Neuigkeiten, die der Brief enthält. Kommt er von „unserem“ Frans, ihrem Bruder, oder von „meinem“ Jan, dem Schatz, der als Soldat in Antwerpen steht? Hat er sich in irgend einen bösen Kaufhandel eingelassen, liegt er sterbenskrank im Garnisonlazareth, oder trägt der Brief gar den Stempel der Strafanstalt von Bilborde? Laurent drängt es, die Empfängerin um Auskunft auf all diese Fragen zu bitten, aber schon ist das Mädchen im Hause verschwunden. Die Postkutsche holpert weiter, die Glöckchen an den Kummern der Pferde klingen leise, und der Kutscher knallt übermüthig mit der Peitsche. Die Sonne brennt so heiß, daß man sich versucht fühlen könnte, die lästige Wärmependerin zu verwünschen und den Winter herbeizusehnen. Vom Thurme der Calloo'er Kirche hallen die zwölf Glöckchenschläge der Mittagsstunde so matt und müde, als ob es der alten Uhr schwer würde, die lange Zahl herunter zu schnurren.

Und Laurent's Augen sehen immer und immer wieder den einsamen Bauernhof, das verängstigte Gesicht des lefenden Mädchens und die Gestalten der Drescher im Dunkel der Lenne.

So reißt sich Bild von Menschen und Dingen, die dem Durchschnittsmenschen und Gewohnheitsbeobachter nichts sagen, die sich dem sonderbaren Wanderer aber in unauslöschlichen Zügen einprägen.

Bei den Freunden fand Laurent geringes Verständniß für diese krankhafte Sehnsucht. Der praktische Sinn und der ruhige Gleichmuth Bergmans gestielen Laurent immer weniger.

Und die andern beiden, die mit Bergmans zusammen ein unzertrennliches Triumbirat bildeten, waren ihm zu hausbacken und lau. Dem Maler machte er insbesondere die Enge seines Gesichtskreises, Interefflosigkeit und Mangel an tiefgründiger Beobachtung zum Vorwurf, und die überschäumende Gesundheit, die Fülle und der Optimismus der Biveloy'schen Bethätigungsart machten ihm nicht mehr den Eindruck von ehedem.

Seine sonderbaren Pilgerfahrten gaben dem kleinen Kreis viel Grund zur Heiterkeit, die Freunde behandelten Laurent als Sonderling und nahmen auf ihn wie auf einen Kranken billige Rücksicht. Diese zarte Behandlungsweise trug indessen nur dazu bei, ihn in seinen Schrullen zu bestärken. Seine Ansichten wurden immer verschrobener und kamen auch in seiner Lebensart zu sichtbarem Ausdruck. Er war auf dem Punkte angelangt, die letzten Vorurtheile und die letzte Fessel gesellschaftlicher Konvention von sich zu streifen. Den Freunden wurde die Sache schließlich doch zu bunt, sie hatten denn doch auf ihre Stellung vor der Welt gewisse Rücksicht zu nehmen, und als es sich Laurent eines Tages gar beifallen ließ, ihnen ein paar abgerissene, verkommene Kerle, in deren Gesellschaft er sich befand, vorzustellen, wandten die Drei entriistet den Rücken und ließen es sich gern gefallen, ob ihrer zimperlichen Zurückhaltung als Philister gescholten zu werden. Diesmal konnte sich Bergmans nicht länger beherrschen und sagte Paridael seine Meinung offen heraus. Sich des arbeitenden und leidenden Volkes mit Liebe anzunehmen, sei gewiß aller Ehre werth, aber sich für allerlei zweideutiges Gesindel interessiren, mit Strolchen und verkommenem Lumpenpack Umgang zu pflegen, hieße nichts weiter als einer thörichten Marotte nachgeben, um derartige Verirrung nicht mit einem anderen Namen zu nennen. Bergmans versuchte des weiteren, ihn auf den Abgrund aufmerksam zu machen, der sich vor seinen Füßen öffnete, er warf ihm seine Unthätigkeit vor, sein Einsiedlerleben, seine verschrobene Phantastereien und erbot sich sogar, ihn in seinem Bureau zu beschäftigen oder ihm bei Daelmans' Dehne eine Stelle zu verschaffen.

Paridael lehnte beides ruidweg ab. Ihm dünkte jegliche Abhängigkeit und Aufsicht ein Joch, unter das er sich um nichts in der Welt bengen wollte. Gleichwohl versprach er, in Zukunft mehr auf sich zu achten, er wollte sich redliche Mühe geben, sich fernherin an ein geordnetes Leben zu gewöhnen, aber die guten Vorsätze gingen bei dem ersten Zusammenprall mit der Blathheit und Verstandnißlosigkeit bürgerlicher Anschauungsweise wieder in die Brüche.

Better Dobouziez' Zukunftsprophezeiung lastete wie ein Fluch auf ihm; der nüchterne und helläugige Mann hatte die Entwicklung dieses aus der Art geschlagenen Verwandten nur zu gut vorausgesehen. Laurent war so weit gekommen, die aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßenen Verbrecher in den Strafanstalten und die Injassen der Irrenhäuser zu beneiden, die, befreit von jeder Verantwortlichkeit, weder die Sorge um das tägliche Brod, noch den Kampf ums Dasein kennen. Seine allerbarmende Menschenliebe, eine Liebe, die schon hysterischen Charakter angenommen hatte, bekehrte ihn zum Pantheismus. In seinem Fatalismus glaubte er an sein vorbestimmtes, unabwendbares Schicksal, ohne Rücksicht, ohne Glauben, ohne Lebenszweck wünschte er zu sterben und in das große All unterzutauchen, wie ein untangliches Stück, das der Gießmeister wieder in den Schmelzriegel zurückwirft.

Die überschwengliche Art, in der Laurent Verbrecher und Unbotmäßige verherrlichte, führte erbitterte Auseinandersetzungen zwischen ihm und den Freunden herbei, obgleich diese ihr möglichstes thaten, um derartigen unerquicklichen Erörterungen aus dem Wege zu gehen. Solche Szenen wiederholten sich des öfteren, sie loderten nach und nach das Band der Freundschaft und bewirkten schließlich, daß sich Laurent von den ehemaligen Genossen ganz und gar zurückzog.

Mehr als je froch er in den Schlupfwinkeln und Lasterhöhlen von Pothoel und Doelhof herum, den krummen Gäßchen der Steinmühle und des Jurenborg, deren Anblick ihm als Kind einen aus Angst, Neugierde und Mitleid gemischten Eindruck gemacht hatte. Auch die weit ausgedehnte Gegend der Bassins, die an dem des Thurmes und des kaiserlichen Adlers beraubten Hansahause beginnen und eine ununter-

brochene Folge von riesigen Sammelbecken bilden, war ein beliebtes Ziel seiner Streifzüge. In so dichten Gruppen drängten sich hier die Schiffe, daß Paridael oft genug trockenen Fußes wie auf einer Schiffsbrücke die Wasserfläche überschreiten konnte. Unaufföhrlich arbeitete man an der Schaffung gröößerer und tieferer Bassins, ohne im Stande zu sein, den Handelsschiffen, die aus allen fünf Welttheilen hier einliefen, Unterkunft zu gewähren.

Längs des Quais standen die Krähne, die durch Wasser oder Dampfkraft bewegt, emsig bei der Arbeit waren, die Schätze, die der Bauch der Schiffe birgt, zu heben und ans Land zu schaffen. Durch mächtige Schleusen und Drehbrücken mit den Bassins verbunden, schloßen sich die Trockendocks an, wie ein Lazareth neben einer Entbindungsanstalt. Hier suchten die von langer Reise zurückgekehrten Schiffe Schutz, um den kranken oder wunden Körper auszukurieren. Ein ganzes Volk von Ärzten und Heilgehilfen, Kalfaterer, Maler, nahmen sich der abgekehrten und heruntergekommenen Wanderer an, besserten die Schäden aus und gaben dem Rumpf einen neuen Anstrich. Und der Lärm der Hämmer, der Schlegel und Aexte überlötete das Quietschen der Winden, den Pfiff der Sirenen und das Getöse des Hafens.

An das Lazareth stieß die Todtenkammer. Unwirthliche Stätten, wo morsche, mit Seetang bedeckte Schiffskörper auf der Seite lagen, bis sie auseinandergenommen wurden oder unter allerlei Gerümpel und Schiffstrümmern langsam verfaulten.

Laurent verfolgte seinen Weg weiter. Er wandte sich zu den Lagerplätzen der leichtentzündlichen Stoffe. Petroleum- und Naphtha-Magazine hoben sich wie kleine Inseln von der moorartigen Niederung ab. Noch eine Viertelstunde, und die industrielle Betriebsamkeit der Handelsstadt hörte auf. Nach Austruveed hin versperrten die Wälle der alten Nordzitabelle den Weg nach dem Vorland. Wälle und Zitabelle waren zur Schleifung bestimmt, um Platz für neue Hafenanlagen zu schaffen.

XXIV.

Bei dem stetigen Niedersteigen von Stufe zu Stufe war Laurent bei dem trüben Bodenfuß des sozialen Hegenessels angelangt, den die Haifische des Süßwassers, die „Sinjoors“ oder „Runners“ bilden, jene „Runners“, die sich der kreuzbrabe Tilbak zehn Schritte vom Leibe hielt und die selbst der Maler Markbol als Modelle nicht benutzen wollte.

Die Mehrzahl dieser übelberüchtigten Burschen hatte das Nicht der Welt, oder was ihnen als solche gilt, in irgend einer der engen Gäßchen des Fischerquartiers, im Winkel eines Fischellers oder auf der Bodenkammer eines der internationalen Herbergen erblickt. In all diesen Häusern, Höfen und Gassen wimmelte es von Kindern, daß man fast glauben konnte, die Kalkhändler wetteiferten an Fruchtbarkeit mit der Waare, die sie feilhalten. Sumpffieber und Epidemien räumen gehörig unter dem Nachwuchs auf. Auch vergeht fast keine Woche, in der nicht ein paar Kinder von den Käuern der schweren Lastwagen der „Nationen“ zermalmt werden, aber am nächsten Tage schon find die Lücken wieder reichlich ergänzt.

Laurent hatte für die lahenähnliche Geschmeidigkeit und die zur Schau getragene Lässigkeit dieser Burschen ein Gefühl aufrichtiger Werthschätzung. Im Laufe der Zeit hatte er sich glücklich ihre Haltung, die freie Bewegung, die langsame und zwanglose Ausdrucksweise zu eigen gemacht und sich seiner Umgebung angepaßt. Zuweilen trug er auch die Kostüme dieser „Flußpiraten“, die schmierigen Manchesterhosen, den abgeschabten langschößigen Ueberzieher über der kurzen Arbeitsblouse, die hochtürmige Ballonmütze. Und eckt wie die Kleidung war auch der schlankernde Gang, das Biegen in den Hüften, die Redseligkeit und das Geklapper der Holzschuhe, alles Dinge, die er den neuen Kameraden abgeguckt hatte. Breitbeinig an die Mauer gelehnt, eine Prieme kautabak im Munde, streichelte er mit den loffenen Manieren eines Jahrmarkts-Herkules seine Armmuskeln, zog mit zynischer Gebärde die niederfallenden Hosen in die Höhe und verträdelte die Zeit, ohne was anderes zu thun, als den Vorübergehenden nachzuschauen und über irgend eine Gemeinheit zu sinnen.

Tags über ging jedes Mitglied dieser anrüchigen Kunst seinen eigenen Weg. Auf ausgeschüpften Ballen und Säcken, leeren Frachtwagen, Holzstapeln oder auf dem Boden der Kähne ausgestreckt pflagten sie gemächlich der Ruhe und duselten im Halbschlaf dahin. Bei hereinbrechender Dunkelheit gab's dann allgemeinen Alarm und Ausbruch zu den Sammelplätzen. Hier tobte dann die Bande ihre Kadaulust in einem wahren Hegenabbath aus, man verabredete Diebs-

züge, warb für irgend einen gewaltthätigen Streich zuberläufige Kumpane und vollführte dabei einen Höllenlärm.

Wenn er die Nacht nicht mit ihnen im Freien verlebte, nächtigte Laurent mit einem bunt zusammengewürfelten Haufen dieser wüsten Gesellschafft in den Klappen von Schelleke, den Logirhäusern zum „Verrenkten Ellbogen“, zum „Dolch“ und zum „Goldenen Berg“, nachdem er vorher die zwei Sou für das Schlafgeld erlegt hatte. Er kletterte die wurmstichige, schmutzstarrende Hölznerstiege bis zum Dachboden hinauf, auf dem eine Zahl von schmierigen Bettpritschen in der Art von Hängematten untergebracht war. Die Stammgäste des Lokals suchten sich ein Unterkommen, wie es gerade ging, und warfen sich zumeist unausgetheilet ohne Rücksicht auf die Nachbarschafft auf das armselige Lager. Männer und Weiber lagen in buntem Durcheinander.

Die Polizei stattete ab und zu diesen ecken Schlupfwinkeln, deren Athem benehmende Luft einem Kloakenräumer Uebelkeit verursachen konnte, ihren Besuch ab. In Begleitung des Herbergswaters schritt der Polizist zwischen den Gängen hin und leuchtete mit seiner Blendlaterne jedem Schläfer ins Gesicht; hatte er seinen Mann gefunden, dann gab er dem Pechvogel einen Rippenstoß, richtete in fast gemüthlichem Tone die Aufforderung an ihn, aufzustehen und sich anzuziehen und schob ihn dann vor sich her zur Thür hinaus. Der Mann gehorchte mißmüthig und knurrend. Die anderen waren an dergleichen Vorfälle so gewöhnt, daß sie gleichmüthig zuschauten, wenn sie nicht vorzogen, sich auf die andere Seite zu legen und weiter zu schlafen. Morgen kamen sie vielleicht an die Reihe. (Fortsetzung folgt.)

Ein Humorist.

Kulturbild aus einem schwedischen Dorfe. (Schluß.)

Er lächle trocken.

„Kannst Du Dir denken“, sagte er und seine Stimme zitterte vor Zorn, „daß „Unser Herr“ fand, ich verdiene zu viel! Ich verlangte zwanzig Dore für die Sonne, aber der Satan meinte, sechzehn wären auch genug. Du hast ja nichts Anderes zu thun, sagte er. Gut, Herr, dann geh' ich nach Hause und putze meine Kugel, sagte ich, packte meine Sachen zusammen und ging. Ich hab' nun nichts für die Feiertage, aber . . . ich hab' lange genug umsonst gearbeitet. Ich bin ein Dummkopf, mag sein, aber kein Dösel!“

Der betreffende Gutsherr galt für sehr religiös. Ob ihn darum der Volkshumor „Unser Herr“ getauft hatte, oder ob es in Folge seiner barschen Art gegen seine Untergebenen und Dienstboten geschah, will ich dahingestellt sein lassen. Genug, „Unser Herr“ hatte seinen allergetreuesten Hund gründlich geärgert. Ich stand ganz sprachlos vor Erstaunen; ich hatte mir niemals auch nur in der Phantasie vorstellen können, daß Johann Olaf böse werden könnte.

„Recht so!“ sagte ich und drückte seine Hand, „zeige, daß Du auch Ansprüche wie ein Mensch haben kannst. Fordere Bezahlung für Deine Arbeit!“

Wir leben in schweren Zeiten, sagte ich zu mir selbst, in denen nicht einmal die Personifizierung der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ den gierigen Krallen der Gierwunsucht entgegen kann . . .

Ein paar Tage später kam ich zufälligerweise an dem Thor des Gutshofes vorbei. Wer sah da und klopfte Steine? Natürlich unser Johann! Er sah da, die Pelzmütze über die Ohren gezogen und mit blutrothen, von der Kälte angefehlvollen Händen, pfeifend und klopfend, und füllte geduldig sein Maß.

Er grüßte mich schon und verlegen und stellte sich sehr beschäftigt, um ein Gespräch zu vermeiden. Aber da ich doch stehen blieb und zu sprechen begann, nahm er wieder sein stereotypes gutmüthiges Lächeln an und verdrehte meine alltäglichen Bemerkungen in seiner gewöhnlichen trocken-komischen Weise. Als ich ihm aber mit einer Frage betreffs des Arbeitslohnes und des Ausgangs seines Streiks auf den Leib rückte, wurde er plötzlich ernst und begann nachdenklich an seinem Schnurrbart zu zupfen.

„Ja, siehst Du,“ sagte er, „meine Frau weinte und fluchte, Weihnachten stände vor der Thür, und ich hatte keine 90 Dore zu einem Liter Braantwein. Da dachte ich, hol's der Teufel! Da Du in jedem Fall verdammt bist, „den breiten Weg“ zu wandern — so nannten die Tagelöhner und Insulte den großen Zufahrtsweg zum Gutshof — warum kannst Du denn nicht auch Steine dafür klopfen? Ich habe mir oft vorgenommen, den Preis meiner Arbeit zu erhöhen; aber, wie Du gehört hast, ist ja der Weg zu einem gewissen Ort mit guten Vorsätzen gepflastert . . . Ha ha, ja ja! Da braucht man wenigstens nicht zu frieren!“

Er rieb sich die Hände und lächle, aber es klang ein wenig frostig.

„Teufel! Wenn man einen Schnaps hätte! Das wärnte die Seele. Aber Du glaubst gar nicht, was solch eine Steinlopfers-Beschäftigung bisweilen poetisch sein kann. Gerade bei solch einer Arbeit kam vor einigen Jahren das Familienglied über mich

hereingestürzt. Hast Du nicht davon gehört? Nicht? Na, dann muß ich Dir die Geschichte doch erzählen, dabei wird mir wohl gleich auch ganz warm werden.

Ja, wie Du Dich entsinnst, war ich als Junggeselle ein ebenso großer Freibeuter auf dem Gebiet der Liebe, wie ich es immer auf dem der Arbeit gewesen bin. Frei war ich, wie der Vogel auf dem Dach, hatte weder Haus noch Heim, aber wohin ich meine Schritte lenkte, wurde ich mit offenen Armen empfangen, aß und trank vom besten, was es gab, und durfte schließlich gern als Herr im Hause bleiben. Ja, ja, das war eine goldene Zeit, ohne andere Unbehaglichkeiten als die, welche giftige Jungen mir bereiteten; aber ich habe es immer verstanden, sie zum Schweigen zu bringen.

Aber dann eines Tages gegen den Frühling hin saß ich hier und klopfte Steine oder richtiger gesagt, ich saß und stopfte mich mit einer Bede und einem Stück geräucherter Speck voll; denn es war gerade Mittagszeit. Die halbe Bede hatte ich neben mich auf einen Stein gelegt. Da kommt ein Hundebieb, schnappt nach dem Brot und rennt davon. Ich ergreife einen großen Stein und renne ihm nach; aber das lohnte nicht die Mühe. Im selben Augenblick taucht hinter einem Gatter ein rother Kopf auf, gerade wie die glühende Morgenröthe, und eine grobe Bassstimme ruft:

„Wette, Wette! Schämst Du Dich nicht, Wette!“

Ich sah mich nach der Bassstimme um, von der ich meinte, sie müßte von einem Manne herühren, entdeckte aber nur ein bides Frauenzimmer, das dem Hum nachzulaufen verüchte. Wette beilegte sich gar nicht so sehr; nachdem sie ein Stück gesprungen war, setzte sie sich ganz ruhig an den Begrund und verzehrte gemächlich das Brod, um dann wieder ein Stück zu laufen, als der Feind ihr näher kam. Ich hatte sie fast erreicht, da fügte es der Teufel, daß die Wette einen Seitensprung machte, wodurch ihre beiden Verfolger in einen Graben purzelten, sie selbst aber kam glatt hinüber mit dem Brote im Munde.

Das ist ein wahrer Unglückshund, den Sie da haben, bemerkte ich, nachdem wir uns aufgekrabbelt hatten, und Ehre macht er seinem Namen gerade nicht. Es muß wohl sehr hungriig sein, das arme Thier!

Das Frauenzimmer antwortete nichts, sie hielt sich nur die Seiten und lachte. . . Sie war blühend roth, hatte einen wohlgeformten Mund mit üppigen Lippen und glänzend weißen Zahnreihen. Ueber der Entdeckung vergaß ich die Bassstimme und das rothe Haar, und ich glaube, ich raubte ihr einen Kuß als Ersatz für das geraubte Brod, ehe wir schieden. . . Man kann schlechtere Tauschgeschäfte machen. Ferner erfuhr ich, daß sie Lisa Persson hieß und als tugendhafte Jungfrau einsam in einer Hütte nicht weit vom Gutshof wohnte.

Noch am selben Abend begab ich mich dorthin, und dann hatte ich eins, zwei, drei ein eigenes Heim. Freilich fand der Rauch am Herde oben nicht leicht hinaus, wogegen der Regen ganz leicht hineinzugelangen wußte, aber diesen Unbehaglichkeiten war durch ein paar kleine Reparaturen leicht abgeholfen. Und dann thaten wir uns zusammen und jagen nun gemeinsam nach Brodstücken, die einige zweibeinige Hunde uns gern fortreißen wollen. Ja, das war die Geschichte. . .

Aber, weiß der Teufel, was ich friere. Ich stie hier und klopfte Steine, bis ich eines schönen Tages an den Sarg klopfen werde.“

Johann begann wirklich vor Kälte zu zittern, und unter solchen Umständen ist es selbst für den eingestricheltesten Humoristen schwer, natürlich froh und scherzhaft zu sein.

Aber trotz alledem klopfte er doch seinen Steinhaufen vor Weihnachten fertig, sodaß er mit den sauer erworbenen Schillingen sich und seiner Familie einen „frohen“ Weihnachtsabend verschaffen konnte. — — —

Ich will nicht versuchen, sein sogenanntes „Heim“ oder „Familienglück“ zu schildern, das in einer so originellen und unbesonnenen Weise über ihn hereingestürzt kam. Dergleichen kann man sich besser denken, als es beschreiben, wenn man seine Arbeits- und Lohnverhältnisse kennt.

Aber Johann ist noch jung. Noch ist er im stande, einige Haufen Steine für 16 Oere die Tonne zu klopfen, aber zweifellos geht das Geschäft nicht vorwärts, sondern rückwärts, bis er mit der Familie im Armenhaus landet. Und wenn er schließlich von dort hinausgetragen wird als Armenleiche, sollten die Großbauern und Gutsherren der Gemeinde, alle, die mit unbezahlter Arbeitskraft Bucher treiben, ein Denkmal auf seinem Grabe mit einer passenden Inschrift zur allgemeinen Erbauung errichten.

Ich schlage folgende vor:

„Hier ruht der letzte Sprößling jener Arbeiterklasse, die Gott und den König fürchtete, Sauerkohl aß und Chauffeesteine klopfte immer mit demselben humoristischen Gleichmuth.“

„Ein Andenken sei gesegnet!“

(Stockholmer „Socialdemocrat“.)

Kleines Feuilleton.

— In der Nacht vor der Hinrichtung. „Armselige Zivilschreiber“ nannte Fürst Windischgrätz die Führer der Wiener Octoberrevolution. Nun, diejenigen die man griff und erschoss, sind alle als Männer gestorben. Von einem von ihnen, dem Schriftsteller und Komponisten Alfred Julius Vecher, der am 23. November

1848 erschossen wurde, hat sein Freund Castelli erzählt, wie er die letzte Nacht zubrachte. Diesen Bericht giebt Adolf Oppenheim in der „Frankf. Jtg.“ wieder:

„Vecher, der Sohn eines Hanauer Bürgers, war eigentlich Advokat, wandte sich jedoch aus Liebe zur Kunst der Musik und Schriftstellerei zu und kam 1840 nach Wien. Als musikalischer Schriftsteller und Kritiker war er in Wien der Sauerartig, dessen Schärfe in dem Sumpfszustande des Musiktreibens eine Gährung hervorbrachte, die von guten Folgen war. Als Berlioz nach Wien kam und seine phantastischen Tonwerke aufführte, übten diese auf Vecher's Richtung einen bedeutenden Einfluß aus. Vecher's Kompositionen waren, obgleich nicht ohne Geist, doch starr, zerfahren. Als Meyerbeer in Wien war, ließ Vecher bei einem Fest, welches der Wiener Schriftstellerverein „Grüne Insel“ dem Meister gab, ein Streichquartett aufführen. Meyerbeer, der die Partitur in der Hand hatte, fand viel Geistreiches darin, die übrigen nur Langweiliges. Grillparzer verfaßte auf dieses Quartett folgendes Epigramm:

Dein Quartett klang, als ob einer
Mit der Art gewaltigen Schlägen,
Reißt drei Weibern, welche sagen
Ein Kloster Holz verkleiner!

Vecher lebte kümmerlich von ein paar Lektionen in der englischen Sprache und von dem wenigen, das er für seine musikalischen Kritiken erhielt, er bedurfte aber auch nicht viel und half sich durch.

Die Märztage vom Jahre 1848 rissen Vecher in den Strudel der Politik; er wurde als Vorstandsmitglied des demokratischen Zentrumskomitees Hauptredakteur des Revolutionsorgans: „Der Radikale“. Wegen dessen flammendes Oliberarttel wurde er, da ihm nach Besiegung des Aufstandes eine Flucht aus Wien nicht gelang, nachdem sein Versteck verrathen worden, verhaftet und standrechtlich zum Tode verurtheilt.

Der Wiener Theateragent Adalbert Prig hatte Vecher eine englische Oper zur Uebersetzung anvertraut und ihm das Honorar dafür auch schon vorausbezahlt. Als Prig vernahm, daß Vecher zum Tode verurtheilt sei, machte er hiervon bei der Untersuchungsbehörde Anzeige, fügte bei, daß er nur den ersten Akt der Oper von Vecher erhalten habe und bat, diesen zu verhalten, daß er ihm auch die übrigen beiden Akte, wenn auch unbearbeitet, zurückstelle. Als man Vecher davon in Kenntniß setzte, entgegnete er lächelnd: „Einem Theateragenten möchte ich am wenigsten etwas schuldig bleiben. Ich bitte mir Buch und Partitur aus meiner Wohnung zu bringen und ich werde, bevor ich unserm Herrgott einen guten Morgen wünsche, die Oper fertig schreiben!“ Und er ließ sich richtig Buch und Partitur ins Gefängniß bringen, bearbeitete noch in den letzten Tagen seines Lebens die beiden Akte, und man sandte sie dem Theater-Agenten nach Vecher's Tod zurück.

Die letzten Noten schrieb Vecher nachweislich vierzig Minuten vor seinem letzten Gang. Als der Auditor kam, um ihm zu melden, daß die Zeit gekommen und das standrechtliche Urtheil an ihm vollstreckt werden solle, antwortete er:

„Einem Moment, Herr Auditor, ich schreibe noch den Text unter die letzte Note!“ Dann warf Vecher die Feder hin, übergab dem Auditor Partitur und Buch zur Besorgung und sagte: „Nun bin ich bereit, den letzten Gang anzutreten!“

Zwanzig Minuten später ward Alfred Julius Vecher vor dem Reuthor erschossen. —

Theater.

Ueber die Aufführungen im Schauspiel und Poffe, die im Spieljahre 1897/98 auf deutschen Bühnen stattfanden, bringt die „Voss. Jtg.“ bemerkenswerthe Zusammenstellungen. Der Schwanke nimmt im Spielplan den weitaus breitesten Raum ein. „Hans Hudebein“ erlebte nicht weniger als 724 und „Im weißen Hüh“ 502 Aufführungen. Dann folgen die „Verjunctene Glocke“ mit 418 Spielabenden, „Logenbrüder“ (386), „Hofmusik“ (270), „Jugendfreunde“ (268); trotz aller Verbote hat es Sulermann's „Johannes“ nur zu 247 Abenden gebracht. Es folgen nun „Goldene Eva“ (215), „Renaissance“ (205), „Faust“ (159), „Königsfinder“ (146), „Wilhelm Tell“ (140), „Mutter Erde“ (129), „Hüttenbesizer“ (126), „Maria Stuart“ (125), „Das grobe Hemd“ (123), „Opferlamm“ (120), „Helga's Hochzeit“ (119), „Dr. Klaus“ (114), „Barthel Turaxer“ (112), „Journalisten“ (111), „Hafemann's Töchter“ (99) u. Kein einziges Jüdisches Stück hat die Anzahl von 50 Aufführungen erreicht. Die „Stüben der Gesellschaft“ brachten es zu 47, „Rora“ zu 41 Abenden. Steigt man weiter in das Gebiet der Poffe hinauf, so nimmt „Eine tolle Nacht“ mit 152 Aufführungen den breitesten Raum ein. Weiter seien erwähnt „Robert und Vertram“ mit 67, „Khris-Prig“ mit 61, „Die Rottenburger“ mit 36 Abenden. Am markantesten tritt das numerische Uebergewicht der leichten Waare entgegen, wenn wir die Gesamtzahlen der Aufführungen der einzelnen Bühnenschriftsteller zusammenfassen; danach hat Oskar Blumenthal, theils allein, theils mit Gustav Kadelburg, 1371, Schönthan, theils allein, theils in Verbindung mit Koppel-Elsfeld 902, Moser 344, L'Arronge 327, Sardou 206 Mal auf dem Theaterzettel gestanden. Auf der anderen Seite stehen Schiller mit 729, Shakespeare mit 605, Sulermann mit 530, G. Hauptmann mit 511, Goethe mit 219, Ibsen mit 199, Grillparzer mit 122 Aufführungen. —

Erziehung und Unterricht.

—c Schwachsinnige Kinder im schulpflichtigen Alter in der Schweiz. Angesichts der Bestrebungen, für schwachsinnige Kinder besondere Klassen einzurichten, ist eine in der Schweiz ausgeführte Zählung der schwachsinnigen und mit körperlichen Gebrechen behafteten Kinder, die dem Unterricht in den Primarschulen nicht zu folgen vermögen, von besonderem Interesse. Das Resultat ist nach einer Mittheilung der „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege“, daß es in der Schweiz 7667 in irgend einem Grade schwachsinnige, aber einer geistigen Entwicklung doch noch fähige Kinder giebt; es kommen danach auf tausend der gesammten in den Primarschulen unterrichteten Kinder 16,5 schwachsinnige. 567 von diesen erhalten ihren Unterricht in einer Spezialklasse, 411 sind in Anstalten für schwachsinnige untergebracht. 104 Kinder befinden sich in Waisenanstalten und dergleichen und bedürfen keiner besonderen Behandlung. Bei 5585 wird ein spezieller Unterricht in einer besonderen Klasse oder in einer Anstalt gewünscht. Als schwachsinnig, aber mit keinem anderen Gebrechen behaftet und noch mehr oder weniger bildungsfähig werden 4168 Kinder bezeichnet; schwachsinnig und an einer Affektion des Gehörorgans leidend sind 929, und Fehler der Sprachorgane werden bei 445 schwachsinnigen Kindern festgestellt. —

Völkerrunde.

gk. Ein interessantes Regervolk auf Jamaica find die Marons oder Buschnegere, über die die „North American Review“ in ihrem Novemberheft einen ausführlichen Bericht bringt. Obgleich sie zu derselben Klasse gehören, wie die anderen Neger, sehen sie doch auf diese mit Verachtung herab, denn sie sind stolz darauf, daß die Marons niemals Sklaven der Engländer gewesen. Als die Spanier Jamaica verließen, schenkten sie einer ganzen Anzahl ihrer Sklaven die Freiheit, unter der einen Bedingung, daß die Schwarzen unaufhörlich mit den englischen Eindringlingen Krieg führen würden. Das haben sie denn auch gethan. Sie zogen sich nach den Gebirgen in gesicherte Positionen zurück, die die englischen Soldaten nicht einnehmen konnten, und machten von dort aus beständige Ausfälle. Sie verstärkten sich durch die flüchtigen Sklaven, die zu ihnen ihre Zuflucht nahmen, und deren gab es sehr viele auf Jamaica. Durch ihre genaue Kenntniß von Schleichwegen und Wäldern, waren sie den englischen Soldaten immer überlegen. Erst nach längerer Zeit gelang es den Engländern, ihrer Herr zu werden. Seitdem sind die Marons im allgemeinen in gutem Einvernehmen mit den Weißen, die ihnen ihre Gebräuche und Privilegien gelassen haben. So ist es bei den Marons ein großes Fest, wenn sie Gäste empfangen. Sie gehen ihnen zwei oder drei Meilen entgegen und führen sie in feierlichem Zuge in ihre „Stadt“. Dabei bedecken sie sich mit Moos, Farnkräutern und Baumästen. Dieser Gebrauch hat augenscheinlich den Zweck, sie unkenntlich zu machen, wenn sie durch die Büsche kriechen. Zu Ehren der Gäste feuern sie von Zeit zu Zeit Flintenschüsse ab, wobei sie mit ihren Körpern seltsame Drehungen ausführen. In der Maronsstadt versammeln sich inzwischen Männer und Frauen, um die Gäste würdig zu empfangen. Die Männer schwingen ihre Speere und führen pantomimische Kämpfe auf, während die Frauen wild umherspringen und singen. In der Erstase kommt es auch wohl vor, daß ein Mann sich kopfüber in den Fluß wirft und eine Frau in den Abgrund hinunterstürzt, an dessen Rand sie ihre wilden Tänze aufführen. Bei den Maronsfrauen ist es Sitte, die Gäste auch abzustäuben, und zwar mit Taschentüchern. Früher herrschte bei den Maronnegern Polygamie; doch hatten sie nie mehr als zwei Frauen, weil ihnen die Ausgaben für Geschenke sonst zu groß geworden wären. Jetzt sind sie fast alle Christen, und die Polygamie ist abgeschafft. Ist ein Mädchen in heirathsfähigem Alter, so schlachten die Eltern ein Schwein und geben ein Fest, wobei jeder Gast dem Mädchen ein kleines Geldstück in den Mund stecken muß. Dieses Fest soll den jungen Leuten in zarter Form andeuten, daß Freier jetzt willkommen wären. Die Marons sind immer noch sehr abergläubig; das zeigte sich erst vor kurzem bei der Beerdigung eines jungen Mädchens. Der Sarg wurde nach Gingsor Hall, einem Begräbnisort der Marons getragen, als plötzlich das Gerücht entstand, der Sarg drehe sich. Man faßte dies als ein Zeichen auf, daß vor der Prozession nicht genug gebetet und gesungen worden wäre. Die Träger kehrten also nach Hause zurück und beteten. Aber als sie sich dann zum zweiten Male auf den Weg machten, wurde es noch schlimmer: nun sollte sich auch der Sargdedel bewegen. Jetzt wurde der Zusammenhang klar — das Mädchen wollte nicht in Gingsor Hall begraben sein, und man wußte auch den Grund. Ihr Onkel war dort begraben, den ihr Vater wegen eines kleinen Diebstahls erschossen hatte, und das Mädchen fürchtete sich, weil dieser der Familie Nahe geschworen hatte. Die Marons fürchten sich überhaupt vor den Geistern der Verstorbenen. Als sie einmal einige Neger erschossen hatten, schnitten sie ihnen die Ohren ab und verschlangen sie. Das thaten sie nicht etwa aus Brutalität, sondern damit die Todten nicht ihre Schritte hören und sie verfolgen könnten. —

Aus dem Thierleben.

— Freundschaft zwischen Kettenhund und Haushahn. Die Zeitschrift „Wild und Hund“ bringt folgende Notiz: „Es ist eine vielfach beobachtete Thatsache, daß ein erkrankter Haus-

hahn von seinen bisweilen recht zahlreichen Weibern gänzlich verlassen, tüchtig zerzaust und vom Futterplatze weggebissen wird; ein solcher Fall war auf dem Gehöfte eines Mühlenbesizers bei Zeitz eingetreten. Nun existirte auf demselben Hofe ein Kettenhund, ein vortrefflicher, aber äußerst bissiger Wächter; dabei ein geschworener Feind des Federviehes; wehe der Henne, die sich in seinen Bereich wagte, sie konnte sich glücklich schätzen, wenn sie nur mit dem Verluste einer großen Anzahl Federn davon kam. Der überall verfolgte franke Haushahn war endlich bis an den Futternapf des Hofhundes gekommen und wollte hier an den vielleicht übrig gebliebenen Futterresten seinen Hunger stillen, als der Hund ob dieser Dreistigkeit wüthend aus der Hude kam, doch plötzlich stehen blieb, den Hahn beschmupperte und ruhig fressen ließ. Der Hahn hielt sich während seines Krankseins von dieser Zeit an stets in der Nähe des Hundes auf, er fand hier sicheren Schutz vor seinen ihn verfolgenden bösen Weibern. Zum großen Erstaunen aller Mühlenbewohner troch der Hahn am Abende in die Hütte des Kettenhundes, und dieser gewährte dem Gaste ein Nachtquartier. Der Hahn ist längst wieder gesund und dominirt auf dem Hofe wie ein kleiner Pascha, doch seine Freundschaft mit dem Hunde ist noch inniger und fester geworden, denn während alle Hühner von „Karo“ schleunigst weggejagt und im Weigerungsfalle todgebeissen werden, ist der Hahn meist in der Nähe des Hundes zu finden, frist unbehelligt aus dessen Napfe und hat regelmäßig sein Nachtquartier in der Hundehütte aufgeschlagen. —

Humoristisches.

— Ein guter Sohn. Bekannter: „Was macht denn Ihr Sohn?“
 Hausherr: „Der ist gestern majorem geworden und hat mit das Steigern der Parteien abgenommen.“
 — Verschnappt. Hausbesizer: „Ich sage Ihnen, der Kaufmannsladen unten, das ist die reine Goldgrube!“
 Reflektant: „Weshalb will denn der Kaufmann ausziehen?“
 Hausbesizer: „Er muß — er kann die Mische nicht zahlen!“
 — Rückbild. Sie: „Sieh, Alfred, das ist genau die Stelle, wo Du im vorigen Winter mich um meine Hand batest.“
 Er: „Hät' jekt das Malefiz-Eis damals net a bißl einbrechen können, damit mich's kalte Wasser zur Vernunft 'bracht hätt'?“
 („Reggend. hum. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Im Verlage von VOLL, Berlin, ist ein „Musikalischer Haus- und Familienkalender für 1899“ erschienen, der eine Reihe von literarischen Arbeiten und Musikbeilagen enthält.
 — Bei Donauessingen gerietten zwei Handwerksburschen in einen Streit, in dessen Verlauf der eine den anderen erstach.
 — Aus Wiberach (Württemberg) wird der „Frankf. Jtg.“ geschrieben: Eine Million Dedelschneden laufen dieser Tage zwei Pariser Händler in dem schwäbischen Altdorfe Gutenstein auf. Das Tausend dieser Weinergschneden wurde mit 8,50 M. gezahlt. Eine weitere Spezialität wird in Gutenstein fabrizirt: die Latverge aus Bachholderbeeren. Die Früchte des Juniperus communis werden waggonweise aus Italien bezogen, wenn der Ertrag auf der Schwäbischen Alb nicht ausreicht, mit Zucker zu einem breiartigen Gemisch gelocht, und dieses findet in Süddeutschland, hauptsächlich aber nach der Schweiz großen Absatz.
 — Ein Lehrer Bed, der in Altenstadt i. E. im Alter von 85 Jahren starb, hatte sich folgende Grabchrift gewünscht:
 „Hier in dieser Erd'
 Da ruht Franz Josef Bed.
 Er lehrte die Kinder das A B C.
 R. I. P. (Requiescat in pace.)“
 — Eine Rhythma-Explosion fand in der Fabrik von Alexandrowstaja (Rußland) statt. Zwölf Arbeiter blieben auf der Stelle todt, acht wurden schwer, fünf leicht verwundet.
 — Ein Honigmeer. Die sibirische Zeitung „Schibirskaja Schisu“ theilt mit, daß im Mariaschen Kreise in diesem Herbst der Honig in solchen Massen gewonnen wurde, wie nie zuvor. In diesem Kreise allein sind gegen sechzigtausend Kilo auf den Markt gekommen, so daß 17 Kilo (= 1 Pud) mit nur 5 Rubeln bezahlt wurden. Auch der Ertrag an Bienenwachs war in dieser Gegend dieses Mal so außerordentlich, daß über 50 000 Kilo zum Verkauf bereit stehen.
 — 24 000 Mark erhält der amerikanische Lieutenant Hobson vom „Century“ für einen Artikel, in dem er seine „Sprengfahrt“ auf dem „Merrimac“ beschreibet.
 — Bei dem Brande des Baldwin-Hotels in San Francisco sind viele Gäste aus den Fenstern gefsprungen und haben sich dabei verletzt; mehrere Hotelbedientete dürsteten ungelommen sein. Von den Gästen sind einige ins Krankenhaus gebracht worden, wo einer inzwischen gestorben ist. Auch das mit dem Hotel in Verbindung stehende Baldwin-Theater ist abgebrannt.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 27. November.